Das schlaue Hannchen.

Es war einmal ein großer Zauberer, der hieß Professor Dori Lupus. Als er noch in Kammgarn und Cheviot reiste, hieß er Isidor Wolf, seitdem er aber die Kunststücke, die er sonst nur seinen Kunden vormachte, dem Publikum vorsetzte, nannte er sich „Lupus" und „Prestidigitateur", obgleich er infolge seiner mangelhaften Schulbildung das Wort nicht richtig aussprechen konnte. Eines Tages ereilte ihn sein Schicksal; er wurde von einer holden Fee bezaubert, die auf den melodischen Namen Hannchen Hannemann hörte und eine Berlinerin war, obgleich sie als französische Chansonnette auftrat. Nach dem bekannten Lehrsatze: „Geschwindigkeit ist keine Hexerei" verliebte sich also Lupus in Hannchen, und dieses fand merkwürdigerweise gleichfalls Wohlgefallen an dem Posener Schwarzkünstler. Drei Monate währte der schöne Traum, da überraschte Professor Lupus eines Tages seine Braut mit einer neuen Nummer: „Das Verschwinden eines lebendigen Menschen auf freier Bühne." Der Mensch, der so plötzlich verschwand, war der Herr Professor selbst, und er hinterließ dem trostlosen Hannchen nichts, als die Bezahlung seiner vielen Schulden. Wäre nicht damals ein ohne Arme geborener Fußkünstler Hannchen tröstend zur Seite getreten, wer weiß, was aus der armen Gigerlkönigin geworden wäre. Dori Lupus zauberte seitdem in aller Herren Ländern herum, das bedauernswerthe Hannchen hatte er längst vergessen. Er war eben in einer norddeutschen Hafenstadt, als er in der dortigen Zeitung ein Inserat las, worin die unverehelichte Johanna Hannemann, Liedersängerin, unbekannten Aufenthalts, aufgefordert wurde, sich wegen einer von einem verstorbenen Oheim ihr zugefallenen Erbschaft im Betrage von 30,000 M. bei dem Notar eines märkischen Landstädtchens zu melden. Der Schwarzkünstler hatte dies kaum gelesen, als er sofort emsige Nachforschungen nach Hannchen Hannemann hielt und schließlich nach Arad reiste, wo Hannchen sich aufhielt. Dort warf er sich der verlassenen Braut zu Füßen, bat sie um Verzeihung und schwor ihr, daß er ohne sie nicht leben könne und sie auf der Stelle heirathen wolle. Hannchen sträubte sich nicht lange, sie schloß den reuigen Zauberer in die Arme und folgte ihm zum Traualtare. Erst nach der Hochzeit fragte er sie beiläufig: „Weißt Du schon, mein Kind, daß Du eine Erbschaft von 30,000 M. gemacht hast?" — Sie lächelte schlau und sagte dann ganz unschuldig: „Von einer Erbschaft ist mir nichts bekannt, wohl aber von der Anzeige, die ich selbst einrücken ließ. Ich hoffte, daß Dich eine Kunde von mir bald in meine Arme zurückbringen würde, und deshalb erließ ich das Inserat. Einen Onkel besitze ich gar nicht, zum allerwenigsten einen Erbonkel!" Der Zauberer machte bei diesen Worten ein keineswegs bezauberndes Gesicht — doch was half es, er war in der Falle gefangen. Seitdem finden die Vorstellungen des Professors Dori Lupus „unter Assistenz seiner Gattin" statt, wie es auf dem Programm heißt. Zum Schlusse läßt Dori Lupus auch eine Dame verschwinden; es ist Hannchen. „Sie kommt aber immer wieder!" erklärt er dabei mit süßsaurer Miene.

Der Kuß in der Loge.

In dem Leben des belgischen Staatsmannes Frere-Orban spielte einst ein Kuß eine bedeutsame Rolle. Der Minister war in seiner Jugend ein armer Student, mit dem einfachen Namen Frere. Unter nicht geringen Entbehrungen arbeitete er sich bis zu dem Augenblicke durch, in welchem er das Examen ablegen sollte. Der junge talentvolle Mann liebte ein Mädchen aus angesehenem Hause und hatte dessen Gegenliebe errungen. „Wenn du," sagte Fräulein Orban — so hieß das junge Mädchen — „dein Examen morgen mit Glück bestanden hast, so komme Abends in's Theater und tritt in die Loge, in welcher ich mit meinen Eltern sein werde." — „Wird man mich dort dulden?" fragte der Student. — „Dafür laß mich sorgen." — Frere bestand die Prüfung glänzend und betrat am Abend hocherfreut und dennoch schüchtern die Loge, welche im Mittelpunkte des Theaters gelegen war. Kaum hatte das schöne Mädchen dort den jungen Mann erblickt, als es sich erhob und denselben mit einem herzhaften Kuß begrüßte. Die erstaunten Eltern wurden von Fräulein Orban über die Bedeutung dieses seltsamen Vorfalles bald aufgeklärt, und Angesichts der Handlung ihrer Tochter erkannten sie es als vernünftig, sich dem Willen der Liebenden zu fügen, doch knüpften sie an die Bewilligung zur Heirath die Bedingung, daß Frere den Namen Orban dem seinen hinzusetze.

— Das kleinere Uebel. Mrs. Messes: „Nun, Tommy, geh' hin und küsse Deine Tante, oder Mama wird Dich tüchtig prügeln." Tommy (lange feine Tante betrachtend): „Prügele mich Mama."

— Frau Spitzzunge (zu ihrem Mann): „Weißt Du auch, daß Du im Schlafe sprichst?" Das Söhnchen: „Welche andere Gelegenheit als im Schlafe zu sprechen, gibst Du überhaupt dem Papa?"

— Immer beim Scat. Student Söffel fällt Nachts über einen im Rinnstein liegenden Collegen. Ah, sieh, jetzt fehlt noch College Fuchs, die Karte habe ich bei mir!

Ein deutsches Laster.

Von Peter Rosegger.

1.

Im Wirthshause zu Oberabelsberg lebt ein merkwürdiger Mann. Dieser Mann kann auf einen Sitz vierundzwanzig Krügel vertilgen. Sonst kann er nichts. Als ob Das nicht genug wäre! Nicht mehr als genug! Als ob ihm Das im Menschengeschlechte so leicht Jemand nachmachen könnte!

Der Mann ist heute dreißig Jahre alt und eben aus Anlaß dieses Jubiläums wird vorstehendes biographisches Charakterbild verfaßt, und eben deshalb auch wird ein frisches Faß angeschlagen. Der Jubilar genießt bei einem großen Theile seiner Zeitgenossen die höchste Verehrung, er freut sich ihrer und ist ihrer werth; und doch nagt insgeheim in seinem Gemüthe ein Wurm. Er hat Einen gekannt, der es für den Sitz auf ein Viertelhundert Krügeln gebracht hat. Wiederholt versuchte unser Mann es, dieses höchste ihm bekannte Ziel zu erreichen, allein das fünfundzwanzigste Glas kam allemal auffallend rasch zurück. Es wartete nicht erst auf die Empörung der übrigen, die nach wenigen Stunden erfolgte und stets mit einem heftigen Leidenschaftausbruch endigte. Zwei Dutzend, — das schien vorläufig der Höhepunkt seiner irdischen Erfolge zu sein.

Das kostete Anstrengung genug, es so weit zu bringen. Entsprossen war Dagobert Blunzer einer simplen Familie, in welcher gelegentlich nur ein bis zwei Schöpplein getrunken zu werden pflegte. In dem jungen Dagobert aber äußerte sich schon früh ein großes Talent—: er hatte einen guten Magen. Zwei Ammen soll er jeden Tag bis zur Nagelprobe ausgetrunken haben. Später verfiel er der Erziehungsmethode eines unvernünftigen Vaters; wenn er Durst hatte, bekam er Wasser. Dem widerstrebte seine gesunde Natur und kein Wunder war es deshalb, daß Dagobert sich der studentischen Laufbahn widmete. Doch auch hier lief er Gefahr, verdorben zu werden. Theoretisch wühlte er die Philosophie, allein der Umgang mit einem Literaturprofessor und mit einem jungen Musiker war Ursache, daß er ein gewisses Interesse für Kunst und Schrifthum gewann und so manche Stunde mit solchen Dingen vertrödelte, während seine Kollegen in der Kneipe thätig waren. Noch rechtzeitig gelang es seinen Kameraden, ihn dieser verderblichen Richtung zu entreißen und dem Ideal der Jugend wieder zuzuführen.

Die erste Prüfung auf zehn Krügeln des Abends ward verhältnißmäßig glänzend bestanden, die zweite auf fünfzehn krönte sich mit einem kolossalen Kater. Als hernach im Laufe der Vervollkommnung der junge Mann daran ging, sich auf zwanzig zu rüsten, ward der Magen um manchen guten Bissen betrogen, doch opferte er ihn willig dem guten Zweck. Von zwanzig bis dreiundzwanzig gab es ganz unheimliche Katzenjämmer und der Biertometer sank mehrmals sogar unter zehn herab. Allein Dagobert verlor den Muth nicht und eines Tages, es war der Polterabend einer Nichte, strengte der brave Neffe seine Kraft bis auf's Aeußerste an und siehe — das Vierundzwanzigste stand. Der Kater dauerte drei Tage und Nächte; während dieser Zeit soll Dagobert sogar schwach geworden sein und sich geschworen haben, die ruhmreiche Laufbahn zu verlassen. Am vierten Tage soff er wieder.

Wo die Stärke seines Wesens lag, stand nun fest. Sein Leben und Streben war das Bier. Alle Interessen von Oberabelsberg verblaßten vor dem Einen: Wo gibt's das beste Bier? Wann wird neu angezapft? Gelegenheiten zu großen Gelagen gab es stets: Frühschoppen, Elfuhrmessen, Samstagskneipen, Ankunftfeste, Abschiede, Geburts- und Namenstage, Gauverbandkommerse, Fahnenweihen u. s. w. Jeden Tag war ein anderer hochwichtiger Anlaß zum Biervertilgen. Und war ganz ausnahmweise einmal kein Anlaß, so war diese Ausnahme Anlaß genug zu einer grandiösen Kneipe. Wenn Taas über sich ein respektabler Durst heranwuchs, so empfand Dagobert sogar eine sittliche Größe in seinem Thun, denn der Mensch muß naturgemäß leben, folglich trinken, wenn er Durst hat. Allerdings hielt der natürliche Durst über das dritte, höchstens vierte Krügel hinaus selten vor; dann mußte ein künstlicher erzeugt werden, etwa durch Heringe, Schinken oder durch Rauchen. Von den ersten Krügeln wurde jedes mit je einem Zuge geleert, später mit zwei Zügen, — „Vergnügungszüge" nannte sie der witzige Dagobert. Ein Glas auf drei Züge zeigte schon von Erschöpfung. Vom zehnten Krügel an ward nichts mehr motivirt, ward nicht mehr getrunken, sondern blos gesoffen.

Die Unterhaltung der Trinker verflachte sich nicht etwa über Welt, Politik, Neuigkeiten, Stadtereignisse oder Sonstiges, womit genügsame Wirthshausgeister sich die Zeit zu vertreiben suchen, nein, die Genossen konzentrirten ihre ganze Gegenwart auf das Bier. Dagobert hatte sich an den Henkel seines Stammglases ein Schiefertäfelchen hängen lassen, worauf er den vertilgten Krügeln mit Strichelchen gleichsam eine Grabschrift stiftete. Je mehr Strichelchen, desto höher stieg die Weihe des Abends. Dagobert setzte das Glas nie an die Lippen — was sage ich: an die Gurgel—, ohne es einem Zechgenossen zu widmen: „Die Blume!" „Prosit!" „Meinen Halben!" „Ex!" Da thaten sie Alle Bescheid, und bald darauf hebt ein Anderer seinen „Mörser", „kommt nach" — und Alle wieder mit ihm. Ist ein Glas leer: „Marianka!" oder man sagt gar nichts, hebt das Leere nur so ein wenig über die Achsel und die Kellnerin ist stets dienstbereit. „Mir auch ein Frisches!" „Mir ebenfalls! Rasch die Reste ausgetrunken. Frisches, frisches! Dann werden Biergeschichten erzählt, Trinkanekdoten aufgetischt, Katerschwänke zum Besten gegeben, und dabei wird immer frisch begossen. Es ist ein herrliches Leben!

Manchmal geschieht es, daß doch Einer das Gespräch auf die neuzuöffnende Eisenbahn lenkt, oder auf die Cholera-gefahr, oder auf eine italienische Reise, oder auf ein neues Aufsehen erregendes Buch, aber stets plötzlich fährt Dagobert mit seinem Glase drein, rempelt es an die übrigen: „Prosit!" — Gegossen wird und das öde Gespräch ist zerrissen. Dagobert betheiligt sich an keinerlei profanem Diskurs, oder nur mit halben, gelangweilt hingeworfenen Bemerkungen; sobald sich Etwas zu vertiefen droht, eine ernstere Wendung nehmen will—: „Prosit meine Herren! Die Blume!" Angestoßen und in den Schlund gegossen. Nicht fünf Minuten lang gibt er Ruhe, der Dagobert Blunzer, nicht einen Zug thut er, ohne den ganzen Tisch davon gnädigst in Kenntniß zu setzen. Er sinnt nur nach guter Gelegenheit, zu trinken. Fällt das Wort: Bismarck — „Prosit, Bismarck!" oder: Marianka — „Prosit, Marianka!" oder: Bodenstedt — „Prosit, Mirza Schaffy!" oder Onkel — „Prosit, Goldfuchs!" oder: Ocean — „Prosit, Walfisch, strammer Junge! wacker!" Und getrunken wird auf Alles. Auch hat man schöne Gesänge, deren Refrain stets im Trinken endet, hat geistvolle Spiele, deren Gewinner das Glas leeren muß, — und deren Verlierer auch das Glas leeren muß. Hat endlich schneidige Wetten, bei welchen Der, so innerhalb einer Stunde nicht zehn Krügeln Bier vertilgen kann, ein Faß zahlen muß, das dann gemeinsam getrunken wird und bei welchem dem Verlierer Gelegenheit geboten ist, seine ungenügende Fertigkeit weiter zu vervollkommnen.

Dem Neuling, der sich vorzeitig einen Kater angetrunken hat, wird gerathen, den Kater im Bier zu ertränken, das heißt in der profanen Sprache: sich wieder nüchtern zu saufen. Es soll ja schon geglückt sein. Wohlgeschulte Trinker verfügen über mannigfache Mittel, den Teufel durch Beelzebub auszutreiben und den noch nachzugießenden Krügeln wieder Raum zu verschaffen. Ein ordentlich eingerichteter Magen hat einen Eingang und zwei Ausgänge, also daß der Möglichkeit, zu platzen, gründlich vorgebeugt ist.

Dagobert war einmal recht schlank gewesen, „jetzt sieht er besser aus!" Ein Gesicht wie „ein „Blasengel", eine Nase wie eine rothe Kartoffel, und die lieblichsten Triefäuglein dazu. Es hat ja viel Nährwerth, das Bier! Seine Genossen nennen ihn ein Spundloch, ein Bierfaß! Er lächelt dazu, schweigt bescheiden. Man braucht viel, bis man's zu Ehrentiteln bringt!

Bei Gott, den Herrn Dagobert möchte ich zum Freunde haben! Welch ein gemüthliches Haus! Und wie anregend, wie gründlich in seinem Denken, wie viel Interesse für die Fragen der Zeit! Das alte Sumpfthier!

Ein vorlauter Mensch zu Abelsberg that einmal den pathetischen Ausruf: Und deshalb so viele Jahre lang Latein und Griechisch studirt, und höhere Mathematik und Geschichte und die Weltliteratur und alle Philosophen, um nun als Biersimpel täglich vierundzwanzig Krügel in den Bauch zu schütten? — Dieser Ausspruch ist zum Mindesten sehr übertrieben. Erstens hat der Mann nie studirt, sondern sich blos nothdürftig für die Prüfungen hergerichtet, und zweitens vertilgt er schon darum nicht täglich vierundzwanzig Krügel, weil zwischen zwei solchen Biertagen allemal ein Katzenjammertag liegt. Und Simpel? Wer ist denn ein Simpel? Simpel heißt: Einfaltpinsel. Und ist das ein Einfältiger, der das Bier vierundzwanzigfältig nimmt? Vielmehr Der ist ein Einfältiger, welcher ein Krügel trinkt, wie der Schullehrer von Abelsberg, der die famose Lehre aufstellt: Ein normaler Mensch, der drei Krügel Bier trinkt, trinkt schon eins über den Durst! — Und solche Leute wollen da mitreden!

Der Onkel, der Goldfuchs, machts erst gut, der meint, es wäre sehr wünschenswerth, wenn Dagobert sich endlich einem nährenden Beruf zuwenden wollte. Ist der Alte verrückt? Was versteht denn dieser Herr unter einem nährenden Berufe, wenn das Biertrinken keiner ist? Hat der Banause denn keine blasse Idee davon, daß sein Neffe ein Märtyrer der Menschheit ist! In der Schlichtheit seiner Größe ist er sich zwar Dessen nicht bewußt, aber doch thatsächlich: die Menschheit muß ihre Talente nach allen Seiten hin ausbilden, sie muß wissen, was sie zu leisten vermag. Welch ein Sieg, wenn endlich festgestellt werden kann, auf welchen äußersten Grad die schöne Männlichkeit des Individuums hinaufgetrieben werden kann, mit anderen Worten: wie viel Bier zu vertragen der rechte Mann im Stande ist. Ganz und voll ein Mann zu sein! Prosit!

Wenn der wackere Dagobert es eines Tages dahin gebracht haben wird, daß auch das fünfundzwanzigste Krügel „sieht", dann feiern wir ein Jubiläum, bei welchem der Versuch gemacht werden soll mit — dem sechsundzwanzigsten. — Prosit! Einen Ganzen! Ex!

2.

Der Mann, der jetzt ein offenes Wörtlein zu Euch sprechen will, trinkt auch gern manchmal ein Glas Wein und nicht abhold ist er der glücklichen Seelenlabe, die daraus hervorgeht. Wenn er aber befragt würde um seine Meinung darüber, was die Hauptursache unseres sozialen, wirthschaftlichen und moralischen Elends sei, so müßte er antworten: Das Trinken.

Trinken ist nicht das richtige Wort für Das, was ich sagen will; denn trinken wird man, um den Durst zu stillen; was darüber ist, Das hat einen ganz anderen Namen. Das Glas Wein, oder die paar Glas Bier, die nöthig sind, um den Durst zu stillen oder um zu erquicken, genügen auch, um jene fröhliche und bewegliche Stimmung zu schaffen, die sich der Deutsche nun einmal vom Alkohol entlehnen zu müssen glaubt. Was darüber ist, schadet dem Körper und dem Geist und wird die Ursache so vielen Elends und Unheils, das wir gern anderen Gründen zuschreiben möchten. Die Zeit- und Geldvergeudung, die Unlust zur Arbeit, der Leichtsinn die Geilheit, die Verrohung, die Verarmung, der Blödsinn— kurz: die Entartung — nehmen am Liebsten ihren Ausgangspunkt vom Trinken. Einsichtsvollere und praktischere Völker, wie die Engländer, die Amerikaner, haben seit Langem schon den Kampf aufgenommen gegen die Trunksucht und Völlerei. Die sogenannten Temperenzler sind keine Sekte, die etwa aus religiösen oder rein moralischen Absichten dieses Laster bekämpfen, vielmehr ist ihre Aufgabe eine praktische Staat und Kultur erhaltende, den gesellschaftlichen Wohlstand fördernde. Und ihre Thätigkeit erzielt besonders in England die erfreulichsten, ja ganz ungeahnte Erfolge.

Auf deutschem Boden sieht's allerdings anders aus. Hier wird das Trinken zu einem förmlichen Kultus erhoben. Der Bursche, der sich hervorthun will, nichts wird er mit solchem Eifer und solcher Gewissenhaftigkeit vollführen wie das Trinken. Es handelt sich da natürlich nicht um den Durst, es handelt sich auch nicht um den Geschmack, auch nicht um die Unterhaltung und Anregung, es handelt sich nur um's Trinken. Von diesem Trinken hängt nachgerade ein Theil seiner Ehre ab. Wer nicht viel trinken kann, wer eine so redliche und gute Natur hat, die das Zuviel entschieden zurückweist, Der wird über die Achsel angesehen und er ist für's Kameradenleben nicht recht zu brauchen. Die Anderen aber trinken und trinken, endlich hören sie, wie jener graue Herr im Schwank, auf, zu trinken und fangen an — zu saufen. Das gilt für mannbar und für patriotisch! Mit Bier dehnt und spannt man künstlich den Magen aus bis zum Zerplatzen, wenn nicht die äußeren Körperwände noch Stand hielten. Was man mit solch geräumig gemachten Mägen dem deutschen Volke für einen Dienst, für eine Ehre erweisen will, versteht man zwar nicht. Und es scheint mir gar nicht klug zu sein, so ausgiebig den Magen zu erweitern, bevor man noch weiß, wie man ihn später wird füllen können. Die Zukunft unserer Jugend ist keineswegs eine so sichere, daß der Bursche sich schon frühe zur Aufnahme großer Mengen von Genuß präpariren müßte.

Jedenfalls ist es schade um unsere deutschen Burschen, daß sie unter dem Banne eines Vorurtheils leben müssen, nach welchem eine Haupteigenschaft und ein Hauptvorzug der akademischen Jugend im Trinken liegt. Im Trinken bis zu dem Punkte, wo einst schlemmerische Römer nöthigenfalls die Pfauenfeder angewendet haben. Wenn während des viele Stunden lang dauernden Trinkens wenigstens von einer herzfrischen oder geistreichen Unterhaltung die Rede sein könnte. Davon ist selten auch nur eine Spur: der Bier-Comment nimmt alle geistigen Kräfte in Anspruch. Und dieser Bier-Comment ist so sinnlos und langweilig, daß ich meinen Lesern mit seiner Beschreibung nicht kommen dürfte! Statt einer des Gebildeten würdigen Unterhaltung weckt der Biergenuß andere Geister auf, von denen ich nur die Rüpelhaftigkeit und Gier zur Anremplerei nennen mag. Ich bin ein Freund von frohem bummelwitzigen Burschenulk, aber das lärmende und geistesarme Treiben der vom Biergeiste besessenen Nachtwandler hat auf mein lachlustiges Gesicht noch kein Schmunzeln gezaubert. —

Wie hoch erfreulich ist in der Studentenschaft der Corpsgeist, das stramme Halten auf Ehre und Wahrhaftigkeit, auf Kraft und Muth; vor Allem die leidenschaftliche Liebe zur Nation! Aber der abscheuliche Bierkultus und seine Ausartungen verderben wieder Vieles.

Die alten Deutschen haben auch „gesoffen". Und deutsche Dichter haben in bummelwitzigen Liedern das Saufen verherrlicht. Es ist gut; warum nur will man weniger gern auch andere Sitten nachahmen, die ebenfalls von den alten Deutschen geübt und von den Dichtern besungen worden sind? Warum mit Vorliebe in thierischen, brutalen Dingen deutsch sein wollen? Warum gerade solche nationale Sitten pflegen, an denen die Nation zu Grunde gehen wird, wenn sie sich nicht besinnt?

Vor einem jungen Manne, der sein Ideal im Bierfaß findet, habe ich keine Achtung. Und armselig muß es mit einer Jugendkraft und Lust bestellt sein, die nur mit Spirituosen frisch erhalten werden kann.

Natürlich: jung gewöhnt, alt gethan. Der Bursche bringt seine freie Zeit am Liebsten beim Bierglase zu, aber auch der Philister. Fremde Reisende, die zu uns Deutschen kommen, können sich nicht genug wundern über die zahllosen Wirthshäuser, die schier Tag und Nacht besetzt sind. Da sitzen die Leute, trinken und trinken. Endlich hat im Bauch absolut nichts mehr Platz, Gaumen und Gurgel verlangen noch nach mehr alkoholhaltigem Trank; so geht's nun an den Schnaps. Auch bei den jungen Leuten ist es Sitte geworden, Biergelage mit Cognac zu beschließen. Dem edleren Getränke, dem Wein, wird auffallend ausgewichen; der Wein versteht keinen Spaß, er wirft den Trinker um, bevor der Wanst voll ist. Der Wein ist aristokratisch, die beim Wein geführte Unterhaltung ist ganz anderer Natur als ein Biergespräch, das an simpler Banalität und Grobsinnlichkeit selten etwas zu wünschen übrig läßt. Bier und Schnaps ist Menschenprodukt, aus diesem steigt nicht der edle Geist, wie aus dem Rebensaft. Natürlich will ich auch dem Weine kein Loblied singen, denn sie könnten mich mißverstehen und statt eines Krügels deren so viele trinken, bis sie sich vom Menschen zum Gotte und von diesem doch zum Thiere durchgetrunken hätten.

Unser Philister trinkt übrigens nicht wie ein Thier, denn dieses weiß, wann es genug hat. Er trinkt und trinkt, weil — er weiß es selbst nicht warum, fällt ihm auch nicht ein, darüber nachzudenken. Die dumpfe, stumpfe Gewohnheit hat ihn an den Zechtisch gebunden, wo ihm jedes Gesöff und jeder Kumpan und jedes Gespräch recht ist.

Während das Geschäft zurückgeht, die Familie verarmt, sitzt der Bürger bei seinem Bier, bei seinem Kartenspiel, bei seiner politischen Kannegießerei, bei seinem weibischen Tratsch, und dann schreit er, daß ihn die Steuern umbringen. Wie in der Stadt, so ist es auf dem Dorf. Jedes geistige Interesse versumpft im Bier und Kartenspiel. Wird auch politisirt, so geschieht Das weniger aus Interesse für's Vaterland als aus dem Biere entstiegener Zanklust und Raisonnirsucht. Ein englischer Nationalökonom hat behauptet, der richtige Deutsche verbringe ein Viertel seiner Lebenszeit im Wirthshause, verthue ein Drittel seines Erwerbes im Wirthshause, vergeude die Hälfte seiner Gesundheit im Wirthshause und hole seine ganze Versumpfung im Wirthshause. Solche Aussprüche, selbst wenn sie übertrieben sind, müssen wir uns gefallen lassen, weil leider so viel Wahres in ihnen ist. Das Ende der deutschen Trunksucht wird sein, daß die Nachkommenschaft der alten Germanen ein verblödetes Volk werden muß, theils in fiebernder Nervosität, theils in dumpfer Apathie befangen. Oder will man etwa gar behaupten, Bismarck sei Bismarck geworden, weil er Bier getrunken hat, und die deutschen Siege seien errungen worden, weil das deutsche Volk so tapfer zu trinken versteht? Im Gegentheil—: trotzdem ist er Bismarck geworden und trotzdem haben sie gesiegt! Unsere Geschichte ist wahrhaftig reich genug an Widerwärtigkeiten und Schmach, deren Keim der Alkohol ausgebrütet hat.

Der Deutsche hat einen so großen Respekt vor der Völlerei, daß es nach seinem Gesetze sogar als Milderungsgrund bei einem Verbrechen gilt, wenn die That in betrunkenem Zustande verübt worden ist. Andere Völker setzen auf die Betrunkenheit selbst empfindliche Strafen, eben auch, weil sie so häufig Ursache verschiedener Laster und Verbrechen zu werden pflegt.

Anderen Völkern fällt wohl auch die Ekelhaftigkeit des deutschen Nationallasters auf, deren sich der Deutsche gar nicht bewußt zu werden scheint. Daß ein Vielfraß widerlich ist, Das gibt er noch zu; aber daß der Säufer, der seinen Wanst unabläßig mit gegohrenen Suppen füllt, bis sie im Magen wieder gähren, im Grunde ein sehr abscheuliches Geschäft betreibt, dafür hat er keinen Sinn. Die daraus entstehenden Krankheiten kommen ihm auch selbst nicht geheuer vor, doch die ekelhaftesten Krankheiten werden entschuldigt, wenn sie aus Trunksucht entstanden sind.

Ich glaube fast, daß der von Natur schwerfällige Deutsche die ihm nöthige Begeisterung künstlich schaffen muß, um mit dem leichtblütigen Romanen es aufnehmen zu können. Darum sei ihm zur rechten Stunde ein gutes frisches Glas von Herzen gegönnt. Aber so viel sollte er wissen, wann er genug hat. Allerlei anderes Wissen wollte ich ihm erlassen, nur die eine Fähigkeit sollte er haben: zu erkennen, wann er genug hat. Und noch so viel Rest von moralischer Kraft, um aufzuhören, wenn er erkennt, daß er genug hat! Denn sich Frohsinn, Begeisterung trinken zu wollen und sich bis zur Dummheit durchzusaufen, das passirt so Vielen. Und nichts Verächtlicheres auf Erden als ein Mensch, der sich blöde gesoffen hat.

Man braucht nicht gerade im Straßengraben zu verenden oder am Säuferwahnsinn zu sterben, die meisten Trinker gehen anders zu Grunde, und doch durch das Trinken. Jeder, der diese Zeilen liest, soll nur einmal Umschau halten in seinem Bekanntenkreise und er wird Personen finden, die durch das lange Sitzen im Wirthshause von ihrem häuslichen Glück, von ihrer sittlichen Kraft, von ihrer Gesundheit verlieren. An allen Orten ist Das zu finden.

Und diese Erscheinung sollte nichts bedeuten oder nur wenig? Sie bedeutet nicht mehr und nicht weniger als ein Verlottern und Verkommen des Volkes. Ein strebsamer, lebensmuthiger Mensch wird sich nie dem Trunke ergeben, außer er ist kindisch eitel und vermeint, durch Trinken seine Tüchtigkeit manifestiren zu müssen. Ein solcher Jüngling setzt seinen Stolz darein, viel zu trinken, es kommt ihm oft sauer genug an, allein der Ehre muß man Opfer bringen. Als Mann schon ist er ein gefesselter Knecht des Lasters, dem er in Anwandlungen von Vernunft gern entkommen möchte und nicht kann. Der Greis—? „Muthige Trinker werden niemals Greise!" singen sie. Etwas Wahres mag daran sein — aber anders, als sie meinen.

Das deutsche Volk hatt herrliche Tugenden. Wenn es ihnen nachlebt, dann darf uns nicht bange sein. Wenn es aber in seinen nationalen Lastern mit trägem Behagen untertaucht, oder aus ihnen gar nationale Tugenden machen will, dann—?

* * *

Stammesgenossen! Einige von Euch Bierbegeisterten werden mich wahrscheinlich wieder anfallen, weil ich den Deutschen ihr „frisches, fröhliches Trinken" lästere und also ein Renegat dem Volksthume bin. Und doch sage ich es Euch in aller Ruhe: Wenn Ihr das Laster des Suffes, das ohnehin im deutschen Blute liegt, auch noch in jeder Generation systematisch großzieht, wo inmitten starker und schlau lauernder Nachbarn ein klarer Kopf, ein nüchterner Sinn noch nothwendiger ist als ein scharfes Schwert — wenn Ihr Euere nationale Begeisterung erst mit Bier auffrischen, Euere Zeit und Euere Sorgen und Euer Geld in Bier und Schnaps versenken müßet, dann werdet Ihr immer mehr versimpeln und versumpfen und endlich ein Spott der Nachbarvölker sein.

Lehmanns Rettungsmittel.

„Wir saßen beisammen" — aber nicht fröhlich; denn wo hätte man schon gehört, daß es sich fröhlich sitzt in Kriegsgefangenschaft?

Unsere Wächter waren nach den Anstrengungen des weiten Marsches eingeschlafen, bis auf den Posten an der Thür. Aber auch der schenkte uns keine Aufmerksamkeit; sein Blick schweifte in die Ferne, ob nicht irgendwo eine verdächtige Pickelhaube oder ein Ulanenfähnlein auftauchte. Was hatte er auch von unserer Seite zu fürchten, bei dem geringsten Fluchtversuche genügte ein Ruf, die Kameraden zu wecken.

Wir hatten also vollauf Muße, über unsere fatale Lage nachzusinnen. „Donnerwetter!" unterbrach plötzlich Kamerad Lehmann das Schweigen, „so was ist mir noch nicht passirt." „Is sich mich auch noch nicht passirt," bestätigte kopfnickend der wackere Polack Duselkowski. „Wir müssen zu entwischen suchen," bemerkte ein Dritter.

Aber wie?

„Wir stürzen uns wie ein Mann auf den Posten am Ausgange, rennen ihn über den Haufen, gewinnen das Freie und die Franzosen haben das Nachsehen."

„Das ist nichts," bemerkte Lehmann; holten uns vielleicht auch nicht der Feinde Füße ein, ihre Kugeln thun's sicher. Oder hat vielleicht jemand Appetit auf blaue Bohnen?"

Keiner meldete sich; selbst Duselkowski, der in der Kaserne daheim sich stets hervorgedrängt, wenn es Bohnen gab, senkte hier melancholisch das Denkerhaupt. Plötzlich erhellten sich seine Züge, ein großer Gedanke schien sein Inneres zu bewegen. „Därfen sich Franzuski nich zielen!" stieß er hervor. „Muß sich Lehmann machen, daß sich Franzuski nich zielen!" stieß er hervor. „Muß sich Lehmann machen, daß sich Franzuski nich zielen!" stieß er hervor. „Muß sich Lehmann machen, daß sich Franzuski nicht können zielen. Is sich Lehmann aus Berlin, sind sich Berliner kluges Leut', wird sich Lehmann wissen Bescheid."

„Daß ich nicht lache," brummte der; dennoch schien er sich durch die Worte ungemein geschmeichelt zu fühlen; er stützte den Kopf in die Hand und sann angestrengt nach. Endlich fuhr er wie elektrisirt empor. „Kinder ich hab's!"

Allgemeine Spannung. Lehmann richtete sich auf, mit der Miene eines Mannes, dem soeben eine Generalidee gekommen.

„Duselkowski, tritt näher, mein Sohn!" Duselkowski folgte gehorsam. Lehmann hob feierlich die Rechte, deren Finger einen kleinen, schwarzen Gegenstand hielten — im nächsten Momente zog sich ein dicker Kohlenstrich über die rechte Seite von Duselkowskis nichts weniger als zierlichem Geruchsorgane. Weitauf sperrte der Polack den Mund in staunender Verwunderung, sein rechtes Auge schielte fürchterlich nach dem verunzirten Gesichtserker; im übrigen ließ er alles geduldig über sich ergehen.

Lehmann drückte nun dem Abkömmlinge der Wojwoden einen Knittel in die Hand. „Legt an!" Mit Präzision wurde das Commando ausgeführt.

„Duselkowski, kannst Du genau zielen?"

„Kann ich sich nicht genau zielen, muß ich sich immer schielen nach schwarzes Nase."

„Auch die Franzosen werden nicht können zielen, auch sie werden auf ihre Nasen müssen schielen!" dichtete Lehmann, frohgelaunt ob seiner glorreichen Erfindung.

Einige Minuten später zogen sich über die rechte Seite sämmtlicher Franzosennasen dicke, schwarze Striche.

„Auf, Kameraden, jetzt gilt's!"

In einer geschlossener Kolonne stürzten wir uns auf den Thürposten, daß derselbe Hals über Kopf zu Boden floa. Bald ertönte vielstimmiges Gebrüll hinter unserem Rücken, Schüsse krachten, Kugeln umpfiffen unsere Köpfe.

„Au!" brüllte plötzlich Duselkowski und griff nach seinem linken, weit abstehenden Hochlöffel, den eine Kugel etwas unsanft gestreift, „Lehmann, muß sich sein ein Franzuski Linksschütze, hättest Du müssen schwarz machen sein linkes Nase!"

Duselkowski hat wohl recht gehabt, ein Franzose muß Linksschütze gewesen sein, denn wir übrigen kamen alle mit heiler Haut davon. —

Einige Tage später fand Lehmann Duselkowski fleißig schreibend. „Was kritzelst Du da so eifrig?"

Mit stolzer Geberde überreichte Duselkowski das Dokument. Mühsam entzifferte Lehmann die Hieroglyphen. Panie General von Moltki!

„Haben Franzuski schon geschossen todt so vieles Polacken und Deutsche, daß hat sich geblutet mein weiches Herz.

Darum muß ich Ihnen, hochkluges General und Kriegscollege, machen bekannt mit großer Entdeckung, was hat erfunden Lehmann aus Berlin, was ist auch sehr kluges Kerl. Wenn man nämlich macht auf rechtes Nase von zielenden Schützen schwarzer Strich, so entsteht infolge schimmernder Schwärze einwirkenden Ableitung auf Auge, daß schießt immer vorbei. Soldaten, welche schießen mit linke Augen, müssen außer Betrieb gesetzt werden auf linke Nase — —."

„Hahaha!" Lehmann vermochte nicht weiter zu lesen vor Lachen. „Duselkowski, Du bist ein großes Genie."

Duselkowski's Gesicht verklärte sich zu seinem allerbreitesten Grinsen.

„Lehmann, wie freut mich Anerkennung, bin sich ganz selig."

Lehmann schloß den treuen Waffenbruder fest in seinen Arm. „Was sagst Du, selig? — Du bist mehr als selig, — Du bist — du selig!" — —

Du aber, freundlicher Leser, wollest auch Nutzen ziehen aus dieser lehrreichen Geschichte. Du brauchst Dir in Zukunft keine Beleidigung mehr gefallen zu lassen; sowie Dir jemand mit einem Blick, mit einem Wörtchen zu nahe kommt, forderst Du blutige Genugthuung. Bevor der Gegner jedoch das tödtliche Blei auf Dich absendet, gehst Du auf ihn zu, machst Deine höfliche Verneigung und — bemalst seine rechte bez. linke Nasenseite schwarz, pechschwarz! Du darfst sicher sein, daß Dir nunmehr kein Härchen gekrümmt wird.

Wer's nicht glauben will — probir's!

Auch ein Wagnerverehrer.

Das 6. Grenadier-Regiment, in welchem Chomski seiner Dienstpflicht genügte, feierte das Jubiläum des fünfzigjährigen Bestehens. Das war eine Freude für die blauen Jungen — drei Tage lang kein Dienst, dagegen Essen und Trinken in Hülle und Fülle, Musik, Tanz und dergleichen mehr.

„Wenn immer so sein, dann ich möcht' bleiben Soldat für ganzes Leben," hörte man den Grenadier Chomski zu wiederholten Male sprechen.

Gegen Schluß des gemeinsamen Festessens am ersten Tage wandte sich ein Officier oben an einem der langen Tische lachend zu dem Lieutenant von Ellerheim.

„Kamerad, sehen Sie nur, mit welchem verklärten Gesicht Ihr Bursche Chomski den Klängen der Tafelmusik lauscht. Der Mann macht ein Gesicht, als